

Hendrik Otremba

Über uns der Schaum

Roman

Der drogenabhängige Detektiv Joseph Weynberg trauert um seine Liebe – Hedy. Sie ist tot. Er bekommt den Auftrag, eine Frau, Maude Anandin, zu beschatten. Diese ähnelt Hedy wie ein Klon. Weynberg entwickelt eine Obsession für Maude, die in Schwierigkeiten steckt und in ihrem exzessiven Leben dem Tod immer näher kommt. Menschen sterben. Weynberg ist unbeabsichtigt in diese Tode verstrickt.

Maude und Weynberg müssen aus ihrer namenlosen Heimatstadt fliehen, die sie noch nie zuvor verlassen haben. Sie wollen nach Neu-Qingdao, ein Ort, von dem sie sich Zuflucht und Perspektive versprechen. In einer von Menschen verlassenen Welt finden sie Schönheit, stolpern in surreale Szenarien, die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verschwimmt. Doch die Flucht fordert ihren Tribut. Sie werden schwächer, ihre Lage hoffnungsloser, schließlich aber erreichen sie mit letzter Kraft die verheißungsvolle Stadt.

»Über uns der Schaum« erzählt die Geschichte zweier verlorener Menschen, die in einer düsteren Zeit ums Überleben kämpfen müssen.

Hendrik Otremba, geboren 1984 im Ruhrgebiet, ist Dozent an der FH Münster und bringt Studierenden das Schreiben bei. Als freier Journalist schreibt er u. a. für Spex, Jungle World und testcard. Zudem arbeitet er als bildender Künstler. Seine Malereien werden als Plattencover und in verschiedenen Magazinen veröffentlicht und ausgestellt. Otremba ist außerdem Sänger der Gruppe MESSER.

VERBRECHER VERLAG

Für Dommi.

1. Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2017
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2017

Chinesische Übersetzung Kapitel 8: 黎佳映 LI Jiayi mit der Unterstützung
von Felix Meyer zu Venne.
Illustrationen: Hendrik Otremba
Satz und Gestaltung: Christian Walter
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN: 978-3-95732-234-0

Printed in Germany

Der Verlag dankt Insa Hansen-Goos.

*Als die Wellen in der Atmosphäre verebbt waren,
lag der Planet für einen Moment ganz still*

Shabbatz Krekov, Dichter (verschollen)

Prolog

Der erste Schlag hatte direkt geschlagen, er taumelte, ein metallischer Geschmack füllte seinen Mund. Wenn er jetzt dem Klingeln folgte, würde er niedergehen. So aber preschte er mit dem Kopf nach vorn, der einzige Ausweg, der ihm blieb, hob die Arme angewinkelt an, und als er sich auf der Höhe seines Gegners befand, schlug er blindlings drauflos. Mit flackernden Augen versuchte er, ein Bild seines Angreifers zu gewinnen. Eine Vogelscheuche. Kein Gesicht, Dunkelheit, die Haare lang und strähnig. Das Wesen trieb ein Knie in seinen Magen, er zog sich zusammen. Eine Tüte, aus der man mit dem Mund alle Luft aussaugt. Die Fäuste prasselten mit unsagbarer Geschwindigkeit auf seinen Kopf, der nun, in gebückter Haltung, ein wahres Ziel abgab. Ein paar Schwinger links und rechts in die Nieren seines Gegenübers konnte er noch landen, doch waren sie ohne Kraft, sabotierten mehr den eigenen Schutz, als dass sie seine Position verbessert hätten. Er war der Gewalt ausgeliefert. Das fingrige Werkzeug seines Feindes traf ihn im Gesicht, hob ihn hoch. Er stand da, mit geschlossenen Augen, wartend, nur einen Augenblick. Die Vogelscheuche tat einen Schwinger und schlug ihn zu Boden. Sein Körper kippte in eine Lache giftigen Wassers, platschte einem Stein gleich in die trübe Pfütze. Stiefeltritte setzten nach, unermüdlich, traktierten ihn in schnellem Takt, wie abgezählt. Das Wasser der Pfütze spritzte umher. Immer wieder erwischte die Vogelscheuche die kaputten Rippen und die Stiefel scheuerten über die Naht am Rücken. Schließlich hielt der Angreifer inne, stand breitbeinig über ihm. Es war, als sammelte das unheimliche Wesen Energie, um ihn endgültig zu zerstören, als wolle

es den Moment vor dem Todesstoß noch genießen. Dann setzte die hagere Gestalt einen schrillen Schrei in die Nacht ab, setzte ein Signal, markierte: *Ich werde dich dem Leben nun entreißen.*

Da erhob sich ein Geräusch, dröhnend, es verband sich mit dem Schrei. Tief eingebrannt in die Menschen war dieser Klang, einst hatte er drohende Bombardements angekündigt, als es sich noch lohnte, Kriege zu führen oder sich gegen Angriffe überhaupt zu verteidigen. Noch immer schauten die Menschen in den Himmel, wenn er erklang. Nun aber, wo doch ohnehin alles verloren war, rollten die Schallwellen aus einem anderen Grund durch die Häuserschluchten, endlos hingezogen, hoch und tief, in langsamen Ellipsen. Ein Regen wurde angekündigt. Weynberg hörte noch die sich schnell entfernenden Stiefel seines Angreifers auf dem Asphalt, als er schon im Begriff war, sich aufzurichten. Schmerz und Erschöpfung forderten von ihm, einfach liegen zu bleiben. Doch er durfte diesem Ruf nicht folgen. *Aufrichten!* Er musste leben. Nur noch kurz. Für Hedy und auch für Maude. Er hob den Kopf aus der Pfütze. Das Wasser und sein Blut, dünner, mit der trüben Giftsuppe vermischt, liefen an ihm herunter.

Weynberg stolperte auf eine Telefonzelle zu, als die ersten Tropfen kamen. Ließ sich hineinfallen, die Tür schloss, er sank auf dem Boden in sich zusammen. Dann goss es los. Ein Regen wie ein Bombenhagel. Alles ward nass vom giftigen Niederschlag. Laut, tosend, ein Wasserfall. Licht blitzte auf, so hell, dass er ganz in seinem Schatten verschwand. Ende.

I

*»Das ist die Arbeit, das ist der Preis
So geht's bei Detektiven
Eine Pflanze wächst im Kleiderschrank
Nimm dich in Acht vor ihren Trieben«
Weynberg*

Ich bin Weynberg, ich fahre Auto wie ein junger Gott, und ich ficke wie ein junger Gott. Ich breche Nasen und Herzen, wenn mir einer dumm kommt, mach ich ihn kaputt. Mir kann keiner was, ich brauche keinen Lehrer, ich dulde keine Schüler, ich brauche niemanden. Meine Fäuste sind wie Stahl, mein Geist ist wach, ich durchdringe alles, ich durchdringe dich, ich kriege jeden, ich kann es mit euch allen aufnehmen, es lohnt nicht, sich vor mir zu verstecken. Ich mache keine Witze, und es gibt auch nichts zu lachen, und keiner kann mir widerstehen, ich werde gewinnen, auch wenn es kein Spiel gibt, das überhaupt zu gewinnen wäre. Wer meinen Schwanz will, darf sich anstellen, aber hofft auf nichts, ich ficke nur, wen ich ficken will. Krabbel, krabbel doch, und ich lache nur, sonst nichts. Oh, ich mache es so gut. Ich mache es so gut. Keiner macht es so gut wie ich. Aber macht euch keine Hoffnung. Ich mache nur noch, was ich will, ich mache nur noch, was ich will, mache nur noch, was ich will. Was wollt ihr denn von mir? Kommt doch her, ich nehme jeden von euch ran, ich zerschmeiße euch wie Fliegen, ihr entkommt mir nicht. Wenn ihr mich anguckt, ach, wenn ihr nur an mich denkt, habt ihr schon verloren. Ich habe mich noch nie so gut gefühlt wie gerade jetzt in diesem Augenblick, verdammt, mein Saft wird für euch alle reichen, ich

mache es euch allen gleich, oh – es wird euch nicht gefallen, aber ihr könnt nicht anders, ihr braucht es. Ich brauche gar nichts, keiner kann mir was.

So schreit es in mir, für eine Weile. Mein ganzer Körper zittert, ich liege auf der fleckigen Matratze eines Bettes, das nicht mir gehört, kalter Schweiß steht mir im Gesicht, überall, meine blöden Haare kleben mir auf der Stirn, es ist so komisch heiß hier drin, aber ich kann die Jacke nicht ausziehen. Ich glaube, ich habe zu viel genommen, zu viel versucht, das Portobin frisst sich überall durch, ich brauche irgendwas, um runterzukommen. Ich würde so gerne schlafen, aber mein Herz geht zu schnell, geht immerzu schneller, es rast, mein Körper zuckt, die Atmung geht viel zu schnell, alles geht gerade viel zu schnell. Ich bin in einem dunklen Zimmer, durch die Löcher in den Vorhängen fällt ein wenig Licht, meine Augen brennen. Ich muss in der Dunkelheit bleiben, und ich brauche Ruhe, muss schlafen, endlich schlafen.

Wenn ich rechne, wenn ich die Stunden mit der Zungenspitze an meinen Zähnen abzähle, bemerke ich es. So geht es nicht weiter. Aber ich muss mich melden, muss Bericht erstatten, *ich bin doch noch gar nicht weit gekommen*, Lang wird mich opfern, er wird einen Anderen beauftragen, er wird sich meiner entledigen, bald bin ich weg. Und sie, sie wird doch nicht auftauchen, ich warte, seit zwei Tagen warte ich hier. Ich will sie sehen, wird es mich auch wieder zerreißen.

Meine Beine liegen weit ausgestreckt, schon *bin* ich halb zerrissen, die Hose offen, der Oberkörper lehnt ab einem der oberen Wirbel krumm am Kopfe des Bettes. Es ist nicht bequem, aber ich kann mich nicht bewegen, meine Arme sind wie tot, ausgestreckt, sie sind einfach so *da*, ich liege hier, seit Stunden liege ich nur da. Das Fenster, ich muss aus dem Fenster schauen, aber es ist viel zu weit weg. Ich kann nicht mehr, ja, mein Arm, der tut weh, tut so weh. Das Portobin macht mich irre, ich fühle mich so gut, im einen Moment, also länger,

länger als nur für einen Moment, und glaube auch daran, und kurz darauf bin ich wie Dreck, klebe wie Scheiße am Boden, das geht so nicht weiter.

Nachdem ich das letzte Portobin genommen hatte, ging es richtig ab, es war noch ein bisschen zu viel für einen Versuch, doch nicht genug für zwei Rationen, da habe ich alles fertig gemacht, alles probiert, jetzt weiß ich, dass es zu viel war, jetzt habe ich Angst. Ich brauche irgendwas anderes, irgendwas dagegen, ich muss irgendetwas essen, aber ich habe keinen Hunger. Ich brauche ein neues Loch im Gürtel. *Dreck!* Was mache ich wieder? An was ich alles gedacht habe, zu was ich in der Lage wäre. Aber es geht, es ist Phantasie, da geht das, da kann ich alles machen, da tut es niemandem weh.

Außerdem ist es das Portobin, es verschärft alles. Immer, wenn ich gekommen bin, war da ein Moment von Klarheit, wenigstens, und davor auch. Aber jetzt, wo die Wirkung nachlässt, wo die Euphorie nicht mehr zurückzuholen ist, kehrt sich alles ins Gegenteil. Die Angst. Ich kann nicht mehr, alles tut mir weh. Aber ich weiß ja, was es ist. Langsam, ganz langsam, beruhigt sich mein Atem. Das ist trügerisch, kann auch nur eine kurze Phase sein, im Runterkommen, das kenne ich schon, habe ich zu oft schon erlebt – es kann jeden Augenblick wieder losgehen, ich muss aufpassen, darf mich nicht wieder aufregen, darf keine Angst haben. Angst ist das Schlimmste. Angst erzeugt nur Angst, Angst hat keinen Sinn, Angst ändert nichts an der Situation, Angst verhindert Veränderung. Respekt hätte ich haben sollen, Respekt sollte ich haben, nicht dumm sein, nicht so, wie ich es jetzt bin.

Langsam, langsam jetzt. Atmen. Atmen. Langsam. Atmen. An der Decke über mir taxiere ich einen alten Wasserfleck, der das schmutzige Weiß verdunkelt. Braun ist die Decke da geworden, eine gescheckte Fläche, das Wasser hat den Staub und alles, was im Boden war, mit sich nach unten gezogen, hat einen Fleck gezeichnet. Es sieht so aus,

als habe jemand, ein früherer Bewohner dieses Zimmers, die Ränder des Wasserflecks immer wieder mit einem dünnen Bleistift nachgezogen, immer aufs Neue, wenn er um einen Zentimeter gewachsen war. So erinnert das Gebilde an eine Insel auf einer Landkarte, eine dreckige Insel aus der Perspektive eines Vogels, eine Insel von Welt, mit Gebirgen, riesigen Bergen aus Scheiße und Morast, die sich zum Himmel erheben. Ich verliere mich in den Schluchten der Insel und entkomme. Das bringt mich runter, wie ich da den Fleck beobachte, mit der Zunge im Mund seine Umrisse nachzeichne, sie mit den Augen verfolge. So schreit es in mir, für eine Weile, und nun wird es langsam still.

Ich vernehme das leise Quietschen des Ventilators an der Decke, der einen milden Sturm über die Insel fegt, höre den Atem der Insekten, die tippelnden Schritte der Kakerlaken. Ich beruhige mich, das alles beruhigt mich. Aber ich weiß schon, dass ich es wieder tun werde, manchmal geht es ja auch, manchmal ist es richtig gut, wenn ich nicht so leichtfertig damit umgehe, wenn ich vernünftiger bin. Dann geht es, dann ist es manchmal gut.

Ich wache langsam wieder richtig auf und fühle mich wie vertrocknet, mein Glied tut weh, mein Mund ist ganz stumpf und taub, und ich fühle mich furchtbar, ich stinke, ich schäme mich für alles. Vorsichtig ziehe ich die Fliegerjacke aus, mein Arm beginnt unmittelbar zu pochen, und da ich den rechten Ärmel an der Stelle, an der es mich erwischt hat, mit Panzerband umwickelt habe, muss ich einige Verrenkungen anstellen, um die Jacke loszuwerden. Verdammt, die schöne Jacke. Der Ärmel ist zerfetzt, und das Blut unter dem Panzerband bekomme ich auch nicht mehr weg. *Oder ich lasse sie einfach so.* Meine vom Dreck steifen Jeans strampele ich ab, die Unterhose ebenso, mit dem Hemd halb offen stolpere ich ins Bad. Ich sehe nicht gut aus, keiner würde mich mögen, käme ich jemandem so unter. Gut, dass ich hier alleine bin. Gut, wenn überhaupt irgendetwas gut ist gerade.

Diese Zimmer geben mir den Rest. Schön ist es hier sicher einmal gewesen, davon zeugen noch die Armaturen, der große Spiegel, das Holz, doch das ist lange her, nun sind die Räume eine traurige Erinnerung an eine andere Zeit geworden. Wie passiert so etwas, und wie lange dauert es, bis ein Raum alles verliert? Irgendwann mal fühlte sich jemand beim Betreten dieser Räume erhaben, da bin ich sicher. Irgendwann vor Jahren. Jetzt sind hier nur noch Schmutz und Verfall.

Ich hänge so halb über dem breiten Waschbecken. Der fleckige Marmor, der es umschließt, fühlt sich an meinen Unterarmen kalt an, selbst durch den Stoff des Hemdes. Ich stemme mich hoch, drücke mich mit den Händen ab. *Klingelt im anderen Zimmer ein Telefon?* Mein Gegenüber im Spiegel scheint sich langsamer zu bewegen als ich, aber ich bin es, muss es sein, das Wesen da sieht so furchtbar aus wie ich. Langsam geht es. Etwas Vernünftiges beginnt in mir zu walten. Wenn ich leben will, wenn ich weiter machen will, brauche ich eine Pause, muss ich an mich denken. Ich werde den Fall abgeben. Fast ist es eine rationale Entscheidung. Etwas zu essen, eine Dusche oder ein Bad, Wasser, viel Wasser, und schlafen, bis die Träume wieder schön werden. Wie ich aussehe, wie ich zugerichtet bin.

Ich meine, ein Saxophon zu hören. Vielleicht ist es auch gar nicht da, das habe ich manchmal, wenn ich runterkomme, dann, wenn alles in Watte, alles etwas langsamer ist. Oder ist es auf der Straße? Ein paar Worte erheben sich zur Melodie in meinem Kopf.

Die Haut ist Leinwand eines Lebens
Die Haut trägt Spuren mit davon
Die Haut, sie zeichnet Tag und Nacht nach
Die Haut ist schön, kennt kein Pardon

Solche Einfälle kommen immer in den dümmsten Momenten. Ich hätte ein blöder Dichter werden sollen, dann würde ich wenigstens

mit Stil verarmen. Wann ist man eigentlich ein Dichter? *Wenn man arm ist und die Worte sich aufeinander reimen.* Die Sätze versuche ich mir zu merken.

So drehe ich den Hahn auf, wische mir kaltes Wasser ins Gesicht, streife das Hemd ab. Der Verband am Arm hat sich gelockert, den weißen Mull unterm Panzerband zierte ein rotbrauner Fleck. Aber ein bisschen zögere ich noch, ihn zu wechseln. Ich zünde mir eine Zigarette an, um ruhiger zu werden, schmeiße das Streichholz ins Waschbecken. Kurz zischt es auf, dann ist es nutzlos. Mein Körper gleicht einem mit Wachs überzogenen Skelett. Diese Selbstversuche werden mich noch umbringen. Das Portobin frisst mich auf. Ich muss damit aufhören. Ich schleiche zurück ins Schlafzimmer, so, als ob ich mich vorsehen wollte, jemanden zu wecken; aber da ist ja *wirklich* niemand.

Neben dem Bett hängt ein Gemälde, der Akt eines Mannes. Mit Stift und Pinsel hat der Maler die Rippen hervorgeholt, ihnen mit Tusche und Wasserfarben eine Textur gegeben, ganz dreckig sieht die Haut aus, ein ausgemergeltes Bild. *Die Haut ist Leinwand eines Lebens.* Ich bleibe hängen, starre das Gemälde an, starre hindurch und sehe nur mich. *Nicht mehr lange und ich sehe aus wie so einer, mit diesen Rippen.* Ich muss mir angewöhnen, wieder regelmäßig zu essen, sonst werde ich weiter durchhängen, nicht vorwärtskommen, ständig nur kassieren, wenn es zur Sache geht. Und das Portobin muss ich einschränken oder endlich aufhören mit diesem Dreck, überhaupt rauche ich zu viel und trinke auch über die Maßen. Ich habe schon wieder die Spur verloren und hänge in der Luft.

Ob Maude gegenüber auftaucht? Der alte Wurmfräser, ein Trinker, ein Porto, ein Fixer vor dem Herrn, hat es mir erzählt. Er war ihr selbst lange nachgelaufen, tat es auf eine Art noch immer.

Hier gegenüber trifft sie sich mit Männern, manchmal auch mit Frauen, manchmal mit Männern und Frauen, in der Wohnung eines Freundes, der ihr genauso verfallen ist, wie jeder, dessen Herz mal ge-

brochen war. Und wessen Herz ist nicht gebrochen worden in dieser Stadt? Manchmal schaute der Freund ihnen zu, erzählte der Wurmfräser. Ein Voyeur, wie ich.

Ich denke an den Wurmfräser, seinen Geierkopf. Sein Herz war schon lange gebrochen. Sie hatte es zu Staub zerrieben. Er lallte bereits, als ich mit ihm sprach, Mitte der Woche ist das gewesen. Ein Trinker. Ein Fixer. Ein Porto wie ich. Nachdem ich auf der Straße ein paar Leute vorsichtig durchgeschüttelt, ihr Gedächtnis abgeklopft und mir dabei den Arm verletzt hatte – jemand mir den Arm verletzt hatte –, wusste ich, dass sie manchmal in diese Bar ging, ins Kim, und weil ich das am besten konnte, hatte ich eine Nacht dort getrunken und beobachtet, hatte dabei eines von Langs Fotos, die er mir gegeben hatte, von Zeit zu Zeit in den Händen gedreht und angestarrt, meinen Köder geworfen. Als sich bereits eine Melancholie in dem Stimmgewirr der anderen Gäste durchzusetzen begann, hatte der Wurmfräser angebissen, hatte sie auf dem Foto erkannt, mich angesprochen, hatte mir dann sein Herz ausgeschüttet, wie sie ihn aufgelesen hatte, an einem guten Abend, wie er ihr verfallen war, sie dann mit Geschenken überhäuft hatte, obwohl er doch kein Geld besaß, nicht für seine Kinder zahlen konnte, und wie sie ihn immer nur so weit an sich herangelassen hatte, dass er die Hoffnung nicht aufgeben konnte. Bis sie irgendwann ein neues Spielzeug gefunden hatte. Das sagte er nicht so, aber das war es, was er dachte. Ich konnte in seinen Kopf sehen. Eine kurze Geschichte. Eine traurige Geschichte. Er war ihr nachgelaufen, bis er von einem ihrer Liebhaber ein paar Hiebe bekommen hatte. Manchmal drückte er sich noch durch die dunklen Gassen um ihre Wohnung, die ich nun seit zwei Tagen beobachte. Er konnte mir versichern, dass sie dort wenigstens ein Mal die Woche auftauchte, häufig zwei Mal. Doch ich scheine Pech zu haben, seit ich hier bin, ist da niemand.

Irgendwas zieht mich zum Fenster, eine Ahnung. Ich bin unruhig. Das kommt meistens mit der wiederkehrenden Klarheit, der relativen

Klarheit – die Unruhe. Ich gehe also zum gekippten Fenster und schnippe die Zigarette durch den Spalt in die tiefe Häuserschlucht, blicke hinaus. Es hat aufgehört zu regnen, die giftige Feuchtigkeit hängt noch in der Luft. Es ist ungemütlich da draußen. Ich bin im 15. Stock. Unten auf den Straßen ist niemand, so scheint es, manchmal fährt ein Auto vorbei. Ich blicke rüber in den 14. Da erwischt es mich. Fast mantrisch habe ich immer wieder hinübergeschaut in den vergangenen zwei Tagen, langsam den Glauben daran verloren, dass sie dort noch auftauchen wird. Die letzten Stunden habe ich zudem mit dem Versuch an einer guten Menge Portobin vertan, bin fast am Schüttelfrost erfroren und dann wieder nahezu verbrannt, in der Einsamkeit, habe Stunden in einem *Zustand* zugebracht, da ist mir die Aufmerksamkeit abgegangen.

Doch nun ist etwas, jetzt passiert etwas. Gegenüber regt sich etwas. Endlich, die zwei Tage haben mir nicht gutgetan, außerdem ist es vergeudete Zeit, wäre vergeudete Zeit gewesen. Plötzlich allerdings ändern die vergangenen 48 Stunden ihre Vorzeichen. *Sie* ändert die Vorzeichen. Maude Anandin – wer bist du nur?

Sie betritt das Zimmer, wie ich es gerade im Bad gehnt habe. Das bin ich einfach, ich weiß es manchmal, wenn jemand kommt. Ewig habe ich sie nicht mehr gesehen, so kommt es mir in diesem Moment jedenfalls vor, so befreiend und schmerzhaft ist es. Und wieder geht mir ein Stich durch den Körper. Sie ist mit zwei Männern da, Lachen, das gelbliche Licht entflammt, zeigt die edle Einrichtung der alten Wohnung, mit ihren hohen Decken, dem schweren Teppich, dem luxuriösen Mobiliar, so weit aus der Zeit, dass die Einrichtung sich ganz von ihr befreit hat. Endlich habe ich ihre Fährte wiedergefunden. Ich ziehe die schweren Vorhänge ein wenig zu, lösche das wenige Licht, hole mir einen Stuhl heran und beobachte aufgeregt die großen Fenster gegenüber.

Ein Treiben, ja. Es trifft mich schmerzlich. Noch kein Wort habe

ich mit ihr gesprochen. Doch es tut weh, sie mit diesen Männern zu sehen. Ich weiß, was jetzt passieren wird, es erregt mich und fühlt sich gleichzeitig an wie ein Schlag in die Magengrube. Ich beobachte sie bereits eine Weile und es ist nicht das erste Mal, dass ich etwas in dieser Richtung anschau. Und alle, mit denen ich geredet habe, der Wurmfresser, Gustav Lang selbst, die Männer in den Bars, die Jungs auf der Straße, haben mir Geschichten erzählt, Puzzleteile, aus denen sich langsam ein Bild geformt hat. Mein Herz rast, ich sitze da auf diesem Stuhl, mein Körper zittert. Sie ist so schön, und diese Männer, sie haben beide etwas Unheimliches, sind umgeben von einer dunklen Aura. Warum geht sie mit solchen Ungeheuern mit? Warum nimmt sie sie mit? Diese Männer sind so hässlich.

Das ist ihre einzige Gemeinsamkeit, die Hässlichkeit, sonst könnten sie kaum unterschiedlicher sein. Der eine ist unersetzlich, dick, er trägt einen Zopf, seine schwarzen Haare werden schon licht, außerdem glänzen sie, vielleicht Fett, vielleicht Wachs, vielleicht sein Verderben. *Pardon my Pütōnghuà*, aber er hat etwas sehr Schmieriges. Ich kann seine kleinen, wachen Augen sehen, sie sind glasig, er hat irgendwas genommen oder getrunken, seine Kleidung sieht mehr nach Pulver aus als nach Alkohol, vielleicht auch Portobin. Er hat etwas von einem Insekt, von einer Schabe, seine Bewegungen sind flink, die kurzen Beine tippeln schneller als sie müssten. Er trägt einen Anzug, ein helles Grau, darunter ein Hemd, ein gutes Stück aufgeknöpft, so dass seine Brusthaare herausstehen. Das Spiel hat noch kaum begonnen, da will ich ihn schon unter meinem Schuh zerquetschen, will, dass er knackt und sein Inneres verspritzt, wie die Kakerlake, die er ist.

Der Andere ist groß und hager, unscheinbarer, trägt dunkle Kleidung, die Haut ganz blass. Die Haare stehen ganz kurz geschoren auf seinem Schädel. Wie vom Krebs zerfressen sieht er aus. Tief liegen die Augen in ihren Höhlen, die Ohren stehen ab, alles wirkt ein wenig

zu groß und wie in einer Karikatur. Ein Eckendrucker. Nicht einer, der rumsteht, eher einer, der sich versteckt, der lauert. Auch er lächelt, aber anders, verhaltener. Etwas Obsessives steht in seinem Gesicht, eine unbändige Lust, ein Trieb, gleichzeitig ein Desinteresse an den Dingen des Lebens, das damit gar nicht zusammengeht. Er hat etwas von einem Toten. Ja, er ist ein Toter. Ich will ihn einen Toten nennen. Wie zwei Fliegen ums Licht kreisen die beiden um sie herum. Maude, das Licht.

Sie wirft ihren Mantel ab, ein Werfen ist es kaum, vielmehr lässt sie ihn einfach auf die Erde gleiten. So liegt er jetzt da, mitten im Raum, wie die abgestreifte Haut einer Schlange. Ein Kamelhaarmantel, alt und fleckig, trotzdem edel, so wie sie ihn trägt, mit einem Pelzkragen. Ihre Haare hat sie auf ihrem Kopf zu einem Zopf geflochten, die Wimpern, ihre Lider und ihre Lippen sind stark geschminkt, die großen Augen blitzen. Der breite Mund, den sie beim Sprechen weit aufreißt, lässt vermuten, dass sie sehr laut redet, sehr laut lacht, vergnügt ist. Was vergnügt sie nur an diesen Insekten? Unter dem Mantel trägt sie ein Kleid, es sieht ein wenig aus wie ein Kettenhemd, nur leichter, irgendein goldener, glitzernder Stoff, eng geschnitten, mit weitem Ausschnitt, so dass man viel von ihren Brüsten sehen kann. Die Brüste stehen weit auseinander, kein Büstenhalter, der sie zusammendrückt, und ich möchte mit meinem Finger nur ganz langsam dazwischen durch streichen. Ihre spitzen Schuhe sind unaufdringlich, schwarz, Lack, kaum Absatz, und die Beine stecken in einer dünnen, schwarzen Strumpfhose, vielleicht sind es auch Kniestrümpfe. Ja, es sind ganz bestimmt Kniestrümpfe. Sie hat ihre Kleidung heute Morgen nach einem Plan ausgewählt. Wahrscheinlich wie an jedem Morgen. Der Plan, jemanden zu verspeisen.

Maude lässt sich auf einen cremefarbenen Clubsessel fallen und spreizt lachend die Beine über die Lehnen, lässt ihren Kopf auf die Holzlehne fallen. Der kleine Dicke lässt sich direkt auf die Knie runter

und schiebt ihr das Kleid hoch, wie ein Hund, der auf diesen Befehl nur sehnsüchtig gewartet hat. Maude trägt kein Höschen. Das hat Hedy nie so gehandhabt. Der Andere, der Tote, setzt sich auf den Boden und beobachtet, was der kleine Dicke mit Maude macht, fängt an, seinen Schwanz durch den Stoff der Hose zu massieren. Die Schabe nähert sich dem dunklen Dreieck zwischen ihren Beinen, taucht in ihr schwarzes, buschiges Schamhaar ein. Er bewegt sich wie ein Mann, der Hund spielt. In dem Moment, als er mit der Zunge wie in Zeitlupe ganz in ihrem Schoß verschwindet, lässt sie die grüne Sektflasche fallen, aus der sie noch zuvor einige tiefe Schlucke genommen hat. Die Flüssigkeit sprudelt schäumend auf den Teppich, sie blickt kurz an die Decke – ihr Körper spannt sich an –, lässt den Kopf dann wieder nach hinten sinken und schließt die Augen, packt den Dicken mit einer Hand bei seinen schmierigen Haaren, scheint ihn ganz in ihren Schoß pressen zu wollen.

Ich will diese Männer kaltmachen, will die Schabe zertreten und den Toten ganz begraben. Doch der ist gar nicht tot, der sieht nur so aus, steht jetzt auf und holt seinen Schwanz raus. Mir wird immer komischer. Die unheimliche, große Gestalt stellt sich hinter Maude, grinst, sie züngelt an seinem steifen Glied, den Kopf in den Nacken geworfen. Er packt sie an den Haaren und gibt ihr eine Ohrfeige, noch eine, sein Blick hat etwas Irres. Sie lacht. Mir wird schlecht vor Aufregung. Es ist wie bei einem Unfall, ich fahre daran vorbei mit dem Wunsch, das, was da geschieht, schnell zu passieren, werde aber langsamer, muss alles sehen, auch wenn ich weiß, dass es sich mir auf immer einbrennen wird. Nein, ich will das alles nicht sehen, aber irgendetwas in mir zwingt mich dazu. Die Bilder verschwimmen.

Sie ähnelt Hedy so sehr, nicht nur in ihrem Aussehen, auch in der Art, wie sie sich bewegt. Hedy. Ich bemerke die Tränen in meinen Augen. Die Luft bleibt mir weg, ein Schmerz drückt auf die Brust, es pocht hinten in meinem Kopf. Ich fühle mich ganz taub, das kenne